

**Herbert Lauenroth:**

**TIMISOARA 2023 – Welche Perspektiven für das „Miteinander für Europa“ (MfE)?**

Auf welches Europa, auf welches „Miteinander“ steuern wir eigentlich zu? - Im Blick auf die sogenannte „Zeitenwende“, die der Ukrainekrieg markiert und die im Licht des jüngsten Nahostkonfliktes noch einmal – weit über Europa hinaus - an Dramatik gewonnen hat, scheint (mir) diese Frage von geradezu bedrängender Aktualität.

- (i) **„Gott (wieder) Raum geben“:** Beginnen möchte ich mit dem ebenso kritischen wie konstruktiven Votum eines jungen Erwachsenen, der dem MfE verbunden ist. Er schreibt im Blick auf unsere Begegnung hier in Timisoara:
- „Wenn wir nun sehen, wie sehr das Christentum in Europa unter Druck steht, was kann MfE dann tun? Wenn ich den Schmerz leerer Kirchen, erloschener Gemeinschaften, schwindender Bewegungen sehe, dann sehe ich nicht in erster Linie das Leiden der "Welt". Vielmehr sehe ich unser Leiden: das Leiden der Christen, der Kirchen und der Bewegungen. Ich spüre den Schmerz über gescheiterte Ideale und annullierte Lebenswerke. Ich fühle den Schmerz, Gott mein Ja gegeben zu haben, von Seiner Liebe inspiriert worden zu sein, um dann festzustellen, dass ich in eine Art „Verluststrategie“ investiert habe.*
- Natürlich sind das ungemein schmerzliche Verluste, doch ist nicht das ganze Leben eine einzige „Lektion“, die loszulassen, wahrhafte Loslösung lehrt? Eine Lektion, die uns befähigt, Gott immer mehr Raum zu geben? Von unserer Begegnung hier in Timisoara sollte keine „Bekehrungsbotschaft“ ausgehen, die wir für "die Welt" in die Welt setzen, sondern eine Botschaft, die uns vielmehr selbst betrifft: als Christen, Kirchen und Bewegungen, eine Botschaft, die davon spricht, unsere persönlichen oder kollektiven Überzeugungen (selbst die höchsten Ideale) hintanzustellen, um so endlich Raum zu schaffen für Gott in uns und unter uns“.*

Es gilt also, so das Votum unseres Freundes, die eigenen, vertrauten Bilder und Vorstellungen loszulassen, um unsererseits frei zu werden für neue Erfahrungen im Blick auf das Kommende. Das aber setzt – biblisch ausgedrückt – eine Bereitschaft zur Umkehr, zur *Metánoia* voraus. Es gilt, den Versuchungen zur Größe zu entsagen und wieder „klein“, also „Kind“ zu werden.

- (ii) **Von der Größe des Kleinen:** Der französische Dichter Charles Péguy spricht in einem wunderbaren Bild von den drei christlichen Kardinaltugenden *Glaube-Liebe-Hoffnung*: Die Hoffnung stellt er dabei als „la petite fille“, das

„kleine Mädchen“ an Seite der beiden „großen“, erwachsenen Frauenfiguren - die Liebe und den Glauben - dar. Péguy schildert die drei auf einem Spaziergang. Dabei scheint es zunächst so, als trippelte das kleine Mädchen etwas verloren zwischen ihren würdevoll einerschreitenden großen Schwestern. Tatsächlich aber, so Péguy, zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass es gerade die Hoffnung ist, die Glaube und Liebe in kindlichem Ungestüm mit sich, nach vorne reißt. Denn, während Glaube und Liebe sich auf das richten, was ist, bezieht sich die Hoffnung auf das Kommende, noch Ausständige. Erst aus dem Blickwinkel des Kleinen, vermeintlich Unterlegenen eröffnen sich neue Horizonte und Landschaften. – Auch die Sprache vollzieht diesen Wechsel mit: vom immer noch vergleichsweise „großen“ Begriff der Hoffnung, dem „*espoir*“, zur wirklich kleinen, alltagstauglichen „*espérance*“: der immer vertrauensvollen Zuversicht. Und „Zuversicht“, das meint die Liebe zum Detail; „Zuversicht“ ereignet sich also immer in konkreten Bezügen. Ideologische Fixierungen und Verallgemeinerungen sind ihr ebenso fremd wie Resignation und Schicksalsergebenheit. Stattdessen beharrt sie auf der – auch trotzigen, unbeirrten - Maxime eines „*quand même!*“, eines „*und dennoch!*“! – In diesem Zusammenhang könnten wir uns fragen: Liegt unsere Zuversicht als *MfE* nun nicht gerade darin, dass wir einst erkannt hatten: *Gott sammelt sein Volk*? Ein Volk aus allen Nationen und Ländern, Konfessionen und Kulturen. Inmitten machtvoller Fliehkräfte und fundamentalistischer Widerstände. – Beseelt uns noch *diese* Zuversicht, die uns einst in Menschen wie Chiara Lubich, Sr. Anna-Maria aus der Wiesche oder Helmut Nicklas begegnet ist?

- (iii) **„Feuertaufen“**: Doch was bedeutet dieser Blickwechsel für unsere Kirchen? Die „Zeit der Kathedralen“ jedenfalls scheint unwiderruflich vorbei. Das zeigen geradezu „ikonische“ Bilder unserer Spätmoderne: wie etwa die in Flammen stehende Kathedrale von Notre Dame:



So konstatierte Andrea Riccardi sehr pointiert: „*Notre Dame steht in Flammen, während das christliche Leben erlischt*“. Aber gerade an den

Katastrophenbildern eines christlichen *Nine-Eleven*, der Vernichtung einer sichtbaren Gestalt von Kirche, erweist sich schließlich die ungeheure Verwandlungskraft der Charismen, ihre Fähigkeit, an den *äußeren* Bruchstellen immer neue Dynamiken eines *inneren* Aufbruchs zu stiften. Die „Fokolar“-Bewegung etwa verdankt Bildern wie diesen ihre Entstehung: Chiara Lubich erlebte nämlich gerade den letzten Krieg, die flächendeckenden Bombardements ihrer Heimatstadt Trient, als pfingstliche „Feuertaufe“, als Aufbruch in eine neue Gestalt von Kirche, eine „Kirche der kleinen Herde“, die sich wieder auf ihre Ursprünge zurückbesinnt.

Mitte der siebziger Jahre schien eine Regierung unter kommunistischer Beteiligung/Führung in Italien nicht unwahrscheinlich. Chiara sah in dieser Situation, die sie als bedrohlich empfand, die Geburtsstunde einer neuen – netzwerkähnlichen – Gestalt von Kirche: Sie nannte sie „*chiese volanti*“, „fliegende“, von besonderen Milieubindungen befreite, „mobile“ Kirchen: eine elastische Verknüpfung gänzlich unterschiedlicher Lebenswelten, Kulturen und Erfahrungen, die christliche Gemeinschaften aus der verändernden, „subversiven“ Kraft des Kleinformatigen leben bzw. überleben lässt. - Und diese *chiese volanti* wiederum werden von - so der britische Kulturhistoriker Arnold Toynbee – „kreativen Minderheiten“ (*creative minorities*) getragen. Joseph Kardinal Ratzinger kommentierte: „*Toynbee ist darin Recht zu geben, dass das Schicksal einer Gesellschaft immer wieder von schöpferischen Minderheiten abhängt. Die gläubigen Christen sollten sich als eine solche schöpferische Minderheit verstehen und dazu beitragen, dass Europa das Beste seines Erbes neu gewinnt und damit der ganzen Menschheit dient.*“

Weiter kann uns die lukanische **Emmaus-Erzählung** (Lk 24,13-35) bei dieser Rückbesinnung auf das Wesentliche unseres Miteinanders helfen. Sie stellt uns nämlich ein neues „Narrativ“, den Anfang einer Geschichte vor Augen, die neu zu erzählen wäre:

(i) **„Gegensätze-als-Gegenseitigkeit“: Die nach-österliche Christus-Erzählung:**

Die Emmaus-Erzählung lehrt uns, die Zwischenräume wieder als Erfahrungsraum der Gegenwart Gottes zu entdecken: Bei Lukas nämlich tritt der Auferstandene urplötzlich und zunächst unerkannt unter die Jünger – und also: in den Riss, die „Brache“ oder den „Bruch“ des Zwischen-Menschlichen. Er tut dies zunächst als Hörender, in großer Aufnahmebereitschaft. Weiter heißt es dann: „*Und er legte ihnen dar, ausgehend von Mose und allen Propheten, was in der gesamten Schrift über ihn geschrieben steht*“ (Lk 24,27). Der Auferstandene ist also Träger, Zeuge und Interpret einer neuen Erzählung, die eine ausweglose, von

zunehmend extremen **GEGENSÄTZEN** geprägte Geschichte und Gegenwart im Licht einer umfassenden und dynamischen **GEGENSEITIGKEIT** deutet: So fügen sich die vermeintlich gescheiterten, isolierten Lebensgeschichten der Emmaus-Jünger wieder zu einer zukunftsweisenden Geschichte in und mit Christus, ja zur Geschichte eines neuen Miteinanders.

- (ii) **„EMMAUS-KOMPETENZ“ – Die missionarische Sendung des MfE:** Wie Christus, mit Christus sind auch wir als „Miteinander“ berufen, gemeinsam - in den Riss, in die Brüche innerlich wie äußerlich umkämpfter Zwischen-Räume einzutreten und sie – auf welche Weise auch immer, in der größtmöglichen Fülle und Vielfalt von Initiativen und Projekten - zur Erfahrung einer friedensstiftenden Mitte, einer Vermittlung unterschiedlicher Welten und Weltanschauungen umzugestalten: Dabei sind wir – im Licht der Emmaus-Erzählung – Träger einer neuen „Deutungshoheit“, die ich „EMMAUS-Kompetenz“ nennen möchte. Was damit gemeint ist, verdeutlicht folgende Passage aus dem Epheserbrief: **„Denn Er ist unser Friede. Er vereinigte die beiden Teile (Juden und Heiden) und riss durch sein Sterben die trennende Wand der Feindschaft nieder. ... um die zwei in seiner Person zu dem einen neuen Menschen zu machen. Er stiftete Frieden und versöhnte die beiden durch das Kreuz mit Gott in einem einzigen Leib. Er hat in seiner Person die Feindschaft getötet.“** (Eph 2,14-16)

Paulus formuliert auch hier wie immer sehr pointiert: Nur in Christus eröffnet sich ein „dritter“ Raum, der Raum des Friedens, des nach-österlichen „Shalôm“, ein Raum, der die gegensätzlichen Geschichten, ihre vielfältigen Menschen- und Welt-Bilder – gerade unserer Zeit, einer Zeit der Fragmentierung und der Polarisierung - nicht einebnen oder einseitig zuspitzt, sondern im Rahmen einer neuen, nach-österlichen Erzählung zueinander freisetzt, in Christus zusammenführt. Das also meint „EMMAUS-KOMPETENZ“: zum einen die Dynamik des Miteinanders unter uns, dann aber auch unsere Sendung, unser Zeugnis, unsere **Erzählung für dieses Europa**, ein Europa, das nach neuen Wegen und entsprechenden Narrativen sucht: aus den historischen Wunden der Gegensätzlichkeit hin zum Wunder der Gegenseitigkeit.



In dieser Darstellung – einem Fresko in der Hagia Sophia, das für die Geschichte des MfE bedeutsam ist - wird dieses Motiv der Gegenseitigkeit-in-Christus noch einmal augenfällig. Im Blick auf Jesus erkennen die beiden

Protagonisten (in diesem Bild Johannes der Täufer und Maria) einander. Nur in diesem Raum wechselseitiger **Zu-Neigung**, sich füreinander öffnender „Wahrheiten“ wird die eine, einzig gültige Wahrheit erkannt.

- (iii) **„RESONANZ-Räume“**: Dazu aber bedarf es einer grundstürzenden Erfahrung, die seinerzeit *Helmut Nicklas*, eine der Schlüsselgestalten des MfE, auf die ihm eigene, prägnante Weise so zum Ausdruck brachte: **„Erst wenn es uns wirklich gelingt, die eigene Gottes-Erfahrung, die eigenen Charismen und Gaben vom anderen her neu und tiefer zu empfangen, hat unser Miteinander Zukunft!“** – Denn nur dann entstehen wirklich neue Räume, „Hör-Räume“, Räume gelebter Gegenseitigkeit. Und hier liegt dann vielleicht auch DIE Hoffnung für unser „Miteinander“: als „Kunst eines Zuhörens“, das nicht nur den anderen, sondern dadurch eben auch die eigene Identität neu zur Sprache und ins Leben bringt. Immer geht es um *Resonanz*, und *Resonanz* bedeutet *Resilienz*. Kurz, diese Kunst des Hörens heilt.
- (iv) **BEFREUNDUNG**: In ihrem 2022 erschienenen „*Twilight of Democracy*“ (dt.: *Die Verlockung des Autoritären*) zeichnet die polnisch-amerikanische Journalistin *Anne Applebaum* den Zerfall ihres internationalen – konservativ-liberal geprägten - Freundeskreises nach: Kulturschaffende, Wissenschaftler, Journalisten, Hochschullehrer, sogenannte „Intellektuelle“, für die das „Private“ immer auch „politisch“ war. Dem Aufstieg zunehmend „autoritärer“, „illiberaler“, nazistischer Führungsfiguren oder populistischer Koalitionen in einigen europäischen Ländern entsprach in den letzten 2 Jahrzehnten - so *Applebaum* - der Niedergang eben dieser – grenzüberschreitenden - Kultur der Freundschaft. - *Applebaums* nachdenklich stimmender, durchaus bitterer Befund: Die Idee einer vielstimmigen Freundschaft hat ihre identitäts- und friedensstiftende Kraft verloren. Sie steht nicht mehr für eine Idee, ein Ethos der „Mitte“, der „Ver-Mittlung“, auch nicht mehr für eine unbestechlich-kritische Haltung gegenüber den Mächtigen. Stattdessen hat sie sich in den Dienst verschiedener, auch extremer, einseitiger Weltanschauungen, ihrer Erzählungen und Geschichtsbilder gestellt. – Fragen wir uns: Gilt das nicht auch für den Innenraum so mancher - hier im MfE vertretenen – Gemeinschaften? Ist unser Bekenntnis zu Christus, zu seinem Gebot der „Freundschaft“ (*Joh 15,15*) mit Ihm und also untereinander nicht zunehmend von autoritären oder „politisch korrekten“ Denkmustern, von ideologischen, vielleicht auch: konfessionalistischen Freund-Feind-Zuschreibungen überlagert? - Wir alle sehen uns heute von unterschiedlichen Leitbildern bedrängt: dem Bekenntnis zu einer „Diversität“, die sich an „Gender“- und identitätspolitischen Fragen orientiert und dabei dogmatisch zu werden

droht, oder einer religiös verbrämten Lesart von „Nation“ und „Volk“, die im Gegenzug die eigene Kultur überhöht und das Fremde ausgrenzt. – Im Blick auf diese sich verschärfenden Gegensätze spricht *Anne Applebaum* von der Notwendigkeit neuer Allianzen, Bündnisse, „kleiner“ und zutiefst solidarischer Weg-Gemeinschaften. - Damit nun trifft die Autorin genau in die Befindlichkeit unserer gegenwärtigen Krise in Kirchen und Gesellschaft. Applebaums Plädoyer erinnert an die grundlegende Bedeutung des „Bündnisses der gegenseitigen Liebe“, in dem wir uns – zu Beginn unseres „Miteinanders“ - in unserer Verschiedenheit als Freunde - als „Bürger“ und „Europäer“ - erkannt und bejaht haben. Auch Applebaum spricht von einem Netzwerk handverlesener, „mit Namen gerufener“, zum (immer persönlichen) Wagnis der Freundschaft berufener Freunde: *„Wir können nichts anderes tun, als unsere Verbündeten und unsere Freunde mit großem Bedacht zu wählen., denn nur gemeinsam mit ihnen ist es möglich, den Versuchungen der verschiedenen Formen des Autoritarismus zu widerstehen. Da alle Autoritarismen spalten, polarisieren und Menschen in verfeindete Lager treiben, müssen wir im Kampf gegen sie **neue Bündnisse** eingehen. ... Wie Flüchtlinge, die sich auf dunklen Wegen zu einem fernen Ziel durchkämpfen, müssen wir einen Weg durch die Nacht finden, ohne zu wissen, ob wir jemals ankommen werden“.*

- (v) **„SOLIDARITÄT DER ERSCHÜTTERTEN“** – Diesen „kleinen“ Weg der Freundschaft - mit Jesus und miteinander - also beschreiten wir in pragmatischer, oder wie *Charles Péguy* sagen würde, „kindlicher“ Zuversicht – Schritt für Schritt – im Wissen um die Dramatik dieses „Hoffnungsweges“, der uns – wie diese ungemein drastisch gestaltete Figur der Deutschjüdin Edith Stein im Eingangsbereich der Göttinger Jesuitenkirche Sankt Michael zeigt – in die eigene Gebrochenheit, Schwäche, Bedürftigkeit hineinführt:



In diesem Torso zeigt sich eine in ihr Extrem getriebene Lebens-Haltung: die drastische Geste einer Hingabe, die ihre Armstümpfe ausstreckt, ausbreitet, um sich neu – vom anderen her - zu empfangen. In dieser „Vulnerabilität“, dieser Verletzbarkeit“ gewinnt jene „Loslösung“ oder „Selbstlosigkeit“ ihre definitive Gestalt. Ein monströs beschädigtes Leben, das seine *Wunden* zeigt und damit auf das *Wunder* der Heilung hofft – in der Begegnung mit Gott und den Menschen. Und seit dem vergangenen 7. Oktober d.J. sind wir für Bilder dieser Art neu sensibilisiert. – So mag dieser ungeschönte Blick auf *Edith Stein* (aka Schwester *Teresa Benedicta a Cruce*) wieder Zuversicht schenken: sie ist diesen Weg ja in „Stellvertretung“ gegangen: als Deutsche und Jüdin, als Christin und Europäerin, von der Universität ins Kloster und schließlich in das Vernichtungslager der Nazis, von *Breslau/Wroclaw* über *Göttingen, Freiburg, Köln, Eicht* bis nach *Auschwitz-Birkenau*. Gerade der Blick auf ihre Biografie zeigt: Geschwisterlichkeit besteht nicht nur in der Erkenntnis, „Schwestern“ und „Brüder“, sondern immer auch „Söhne“ und „Töchter“ zu sein, also „Erben“ einer mitunter traumatischen Geschichte. Doch gerade in ihrer gebrochenen, „verwundeten“, ja amputierten Form gibt diese Figur Zeugnis; Zeugnis einer in Christus gründenden „*Solidarität der Erschütterten*“, die einst *Jan Patočka*, der tschechische Philosoph und Mitunterzeichner der „Charta 77“, als das Fundament eines in seiner politischen, kulturellen und konfessionellen Vielfalt geeinten Europas betrachtete: eine „*Solidarität der Erschütterten*“, die Mangel und Möglichkeit, „Wunden“ und „Wunder“, Geschichte und Gegenwart, Erinnerung und Vision miteinander verbindet; eine „*Solidarität der Erschütterten*“, aus der auch unser „Miteinander“ lebt – nach „innen“ wie nach „außen“, *in* und *für* Europa.

*Timisoara, 17-11-23*